

Office: 321 Spruce Strafe.

Consul Edwards und die Berliner.

Auf dem amerikanischen Generalconsulat in Berlin — schreibt die „Vossische Zeitung“ — sind seit dem Antritt des neuen Chefs desselben, Mr. W. J. Edwards aus Ohio, Veränderungen in geschäftlichen Verkehre beliebt worden, welche in unferer Sportivfreiheit die allgemeine Unzufriedenheit und Mißbilligung erregten.

Mr. Edwards begann seine amtliche Thätigkeit damit, daß er den langjährigen Secretär des Bureaus, der unter vier nacheinander folgenden Generalconsuln mit größter Gewissenhaftigkeit und Treue, sowie unter vollster Anerkennung von Seiten seiner Vorgesetzten gedient hatte, eines vorübergehenden Urlaubes, auch nur eines einzigen Tages, entließ, um seinen Bruder an dessen Stelle zu setzen. War er nun auch zu diesem Schritt nach den Gesetzen der Ver. Staaten berechtigt, so trieb er doch die geschäftliche amerikanische Gepflogenheit, die in dem Satze gipfelt, „dem Sieger gebührt die Beute“, auf die Spitze und trat in geradem Gegenlatz zur Politik seiner Vorgänger im Amte, welche es sich niemals einfallen ließen, die bisherige Amtsführung auf den Kopf zu stellen. Jene plötzliche Entlassung wirkt um so auffälliger, als der nach unferen Anstandesbegriffe so ungewöhnlich behandelte Beamte zwar von Washington aus befehligt wurde, aber ein deutscher Reichsangehöriger war und amerikanischen Boden niemals betreten hat. Folgendermaßen aber wird die Lage dadurch, daß der Entlassene der Einzige war, der den Verkehr mit den Behörden und Experimenten dieser Länder gründlich kannte, mit allen einschlägigen Gesetzen und Bestimmungen vertraut und somit unentbehrlich war, jedoch durch seine Entfernung die Betätigung der Geschäfte empfindlich gelitten hat.

Ferner verließen Mr. Edwards und sein Bruder sein Wort deutlich, und der einzige noch übrige Beamte des Bureaus, dem es Amtspraxis ist, soll auch beachtenswerthe, dem amerikanischen Generalconsulat den Minder zu lehren. Nun sprechen zwar die Vertreter der großen Exportfirmen, genügend englisch, um sich verständigen zu können, nicht aber die kleineren Kaufleute und die Substanten, welche unmittelbar mit America verkehren, ohne Vermittelung eines Commissionsgeschäftes. Sodann gibt es so viele Verbindungen zu regulären Contracte abzuschließen und andere Verhältnisse zu regeln, bei denen die betheiligten Deutschen des Englischen nicht mächtig sind, daß es schwer zu begreifen ist, wie diese Geschäfte sich werden abwickeln lassen. Mr. Edwards wollte dem Vernehmen nach anfänglich sogar auch mit dem Reichsdirektor in englischer Sprache verkehren, bis man ihn darauf aufmerksam machte, daß dies nach den Just. actionen für die Consuln unzulässig ist. Während ferner die Besucher dort früher stets auf das Zuverlässigste behandelt wurden, während das amerikanische Generalconsulat von Allen, die auf ihn zu thun hatten, als das lebenswichtigste von sämtlichen auswärtigen Agenten dieser Art in Berlin gerühmt wurde, herrscht daselbst jetzt ein darscher, kauer, unfreundlicher Ton, wie ihn wohl der Unteroffizier dem Rekruten gegenüber anfähigt. Was jedoch das Schlimmste von Allem ist, die Exporteure beklagen sich bitter darüber, daß Mr. Edwards ihnen die unangenehmsten und kleinlichen Kladderaffen bei der Verglebung der Facturen made, und daß, wenn dies so fortginge, der deutsche Export nach den Ver. Staaten, der sich so sehr gehoben hatte, entschieden zurückgehen müßte. Die Herren sprechen sogar unvorbehalten den Verdacht aus, Mr. Edwards strebe dahin, die deutsche Ausfuhr nach America zu ruinieren. Die Interessenten beabsichtigen, eine Protestversammlung zu berufen, bez. durch das Actencollegium der Berliner Kaufmannschaft im auswärtsigen Amt vorstellig zu werden.

Soweit das Berliner Blatt. Wie man sieht, beruhen die Klagen gegen die Exporteure — über dessen Vernehmung immer noch kein festes Urtheil möglich ist — sondern in der Hauptsache unpopulär. So lange man sich übrigens in Deutschland nicht offiziell mit der Angelegenheit befaßt, liegt keine Veranlassung vor, sie zu einer Haupt- und Staatsaktion aufzubringen. Einer Depesche zufolge hat vorerst das deutsche Amt des Auswärtigen die Sache nicht für wichtig genug zu einem amtlichen Einschreiben gehalten. Warten wir also ruhig die weiteren Entwicklungen ab.

Opfer der Kriege.

Was die Kriege der letzten 34 Jahre an Menschenleben und Geldopfern gekostet haben, lehrt die nachfolgende Aufstellung des Statistikers Dr. Engel:

Table with 3 columns: Kriegsjahre, Tote, Verwundete. Includes rows for 1800-1801, 1802-1803, 1804-1805, 1806-1807, 1808-1809, 1810-1811, 1812-1813, 1814-1815, 1816-1817, 1818-1819, 1820-1821, 1822-1823, 1824-1825, 1826-1827, 1828-1829, 1830-1831, 1832-1833, 1834-1835, 1836-1837, 1838-1839, 1840-1841, 1842-1843, 1844-1845, 1846-1847, 1848-1849, 1850-1851, 1852-1853, 1854-1855, 1856-1857, 1858-1859, 1860-1861, 1862-1863, 1864-1865, 1866-1867, 1868-1869, 1870-1871, 1872-1873, 1874-1875, 1876-1877, 1878-1879, 1880-1881, 1882-1883, 1884-1885, 1886-1887, 1888-1889, 1890-1891, 1892-1893, 1894-1895, 1896-1897, 1898-1899, 1900-1901, 1902-1903, 1904-1905, 1906-1907, 1908-1909, 1910-1911, 1912-1913, 1914-1915, 1916-1917, 1918-1919, 1920-1921, 1922-1923, 1924-1925, 1926-1927, 1928-1929, 1930-1931, 1932-1933, 1934-1935, 1936-1937, 1938-1939, 1940-1941, 1942-1943, 1944-1945, 1946-1947, 1948-1949, 1950-1951, 1952-1953, 1954-1955, 1956-1957, 1958-1959, 1960-1961, 1962-1963, 1964-1965, 1966-1967, 1968-1969, 1970-1971, 1972-1973, 1974-1975, 1976-1977, 1978-1979, 1980-1981, 1982-1983, 1984-1985, 1986-1987, 1988-1989, 1990-1991, 1992-1993, 1994-1995, 1996-1997, 1998-1999, 2000-2001, 2002-2003, 2004-2005, 2006-2007, 2008-2009, 2010-2011, 2012-2013, 2014-2015, 2016-2017, 2018-2019, 2020-2021, 2022-2023, 2024-2025.

Hierzu ist zu bemerken, daß in den Listen der Verluste nicht überall die durch Krankheiten hingerufenen Menschen eingerechnet sind. Hierbei ist in diesen Angaben auch nicht die Zahl Derer enthalten, die in Gefangen und ihrer durch Strapazen gedrohenen Gesundheit gelitten sind oder arbeitsunfähig wurden.

Der Trug des Lebens.

Stück von Emil Verhaan.

Man sah sie täglich zusammen auf den Spazierwegen der Stadt. Die Eine eher klein als groß, mit einem blühenden, lachenden Kindergesicht, fest in die Welt blickenden Winaugen und goldblonden Haar, das in lockeren Locken um Stirn und Schläfe spielte. Die Andere, sie um einen Kopf überragend, dunkel, ernst und schlicht, mit einem fast strengen Ausbruch, der immer fest geschlossenem Lippen. Trotzdem sagte man sich auf den ersten Blick, daß sie Schwestern seien. Sie gingen einander wie der Frühling und der Herbst an manchen Tagen, wie zwei Portraits, das eine von Cabanel gemalt, das andere von Gabriel Mor.

Wisselblieben die Männer stehen und sahen ihnen nach. Sie waren beide von einer eigentümlichen Schönheit, aber von jener feinen, zarten Schönheit, an der die Weichen achtlos vorübergehen. Die Eine war auch die Jüngere noch zu jung, noch zu sehr Kind, um Aufsehen zu erregen, und die Aeltere schon zu alt — oder doch zu ernst, zu düster, zu streng. Ein Schatten schien auf ihr zu ruhen, in dem die Jugend vor der Blüte dahingewellt war. Und wenn die Jüngere fröhlich wie ein Kind, mit den lebhaftesten Gebärden eines Kindes von einem Schwesternfenster zum anderen wies, sah die Aeltere weit theilnahmslos über all die Freilichkeiten hinweg.

So sah man sie Jahre lang, täglich zur selben Stunde, ihren Spaziergang machen. Bekannte hatten sie wohl nicht viel, denn sie wurden selten gegrüßt und noch seltener angeprochen. Eines Tages aber wurde das plötzlich anders. Von diesem Tage an flogen die Hute bald rechts, bald links von den Köpfen und die meisten der Vorübergehenden wandten sich nach ihnen um. Nicht die Jüngere, auch die Frauen. Und in allen Gesichtern war dabei ein gewisses freundliches Lächeln, mehr Theilnahme als Neugierde, mehr Interesse als Wohlgefallen.

Die Schönheit der jüngeren Schwester war inzwischen wohl reifer, anziehender geworden, aber das war gewiß nicht der Grund der Aufmerksamkeit, welche man ihnen jetzt widmete. Man blinde nach ihnen, wie man sich nach einer Verblüffung umsieht. Und das zierliche junge Mädchen mit den blauen Kinderaugen und dem hellen Goldhaar war ja jetzt auch eine Verblüffung — wenigstens eine stützliche. Sie war noch keine Künstlerin — so sagten Freund und Feind — aber eine so süße, reine, Ohr und Herz erfreuende Sopranstimme hatte man seit einer Ewigkeit nicht im Theater vernommen.

Schon am Abend ihres ersten Auftritts — nach dem zweiten Auftritte — hatte der Director den Contract unterzeichnet. Sie sang das Gretchen, und das Publikum wogte sich vor Jubel kaum zu fassen. Gegen das Ende zu wurde man freilich etwas müde. Man fand sie kalt — sehr kalt — aber man mußte ja auch mit der Jugend — und die Stimme war eben so schön, wie man sie seit einer Ewigkeit nicht im Theater vernommen hatte. Der Director bewachte das Engagement nicht, das Opernpublikum fuhr fort, sie mit Beifall zu überschütten, und wenn die beiden Schwestern ihre Spaziergang machten, sah ihnen alle Welt nach und alle Welt lächelte sich zu: „Das ist sie!“

Etwa ein Jahr nach dem ersten Auftritte ihrer Schwester sah Johanna eines Tages am Fenster ihrer Wohnung u. sah träumerisch hinaus in den stillen Sommerfrieden ihres Gärtchens. Das Glas war nun gekommen, die Sorge war verschwunden. Aber der Schatten aus ihren Augen war doch nicht geschwunden und die Blüthenpracht und der Sonnenglanz da unten vermochten nicht sie heister zu stimmen. Ja, es war etwas in den Augen und um ihre Lippen, das trotz Allen und Allem zu sagen schien: Was blüht Ihr denn? Was lacht Ihr denn? Das Leben ist doch so ernst, so ernst...

Während er erbleichte sie und dann schob ein dunkles Roth über ihre Wangen und über ihre Stirn. Ihre Hand faßte nach der Brust, als müßte das Herz zer springen. In ihren Augen leuchtete es auf und ein unbeschreiblich frohes Lächeln lag plötzlich wie ein Wunder über ihre Lippen.

Sie sprang auf — nach der Thüre — und dann wieder einen Schritt zurück. Die Hände an die Schläfe pressend schaltete sie den Kopf — ihre Wangen waren wieder blaß geworden und die Augen wieder — schmerzhaft müde — dann aber lächelte sie von Neuem — sie hatte doch nicht geträumt. Nun hörte sie die Stimme abermals — deutlicher — so deutlich, daß eine Lächelung nicht mehr möglich war — und dann kamen Schritte näher — die Thüre öffnete sich und das Dienstmädchen trat ein.

„Herr Doctor, Wagner läßt fragen, ob er das Fräulein sprechen kann.“ „Ja, ja,“ schrie sie auf, „führen Sie ihn her.“ Und dann strich sie das Haar zurück — wie ihre Hände zitterten — es wäre doch besser gewesen, sich erst zu fassen. Aber nun öffnete sich die Thüre schon wieder und er trat ein. Sie reichten sich die Hände und dann war es, als ob Beide kein Wort finden könnten. „Es geht Ihnen gut, nicht wahr?“ fragte er endlich. „Ja, habe in den Zeitungen von Franzis Erfolg gelesen...“ (Es hat mich gefreut, wie — ach, das brauch' ich Ihnen ja gar nicht erst zu sagen. Ist Fräulein Franziska zu Hause? Ich kam mir das Kind gar nicht vorstellen — gestern las ich noch von ihrer Doppelja — ist sie wirklich so gut?) „Sie ist sehr gut. Aber nehmen Sie Platz, Herr Doctor.“ „Herr Doctor! So kalt — unter alten Fremden? Da darf ich Sie am Ende nicht mehr Johanna nennen? Sie sind eine große Dame geworden — die kleine Franzisi ist eine berühmte Primadonna — und ich —“ „Sie sind Doctor geworden.“ „Ja, Doctor — ich habe die Tollheit abgetreut — fleißiger studirt, als ich mir's selbst zugehört hätte. Aber auch

bringt es unferns mit allem Fleiß? Nun bin ich Beamter mit tausend Mark Gehalt und Sie —“

„Ich gebe noch immer Unterricht und verdiene so viel wie damals — keine tausend Mark.“ „Ein ernstes Wort — was meinen Sie damit?“ „Ich habe Sie einmal gebeten, mein Weib zu werden. Sie wichen mich ab — Ihre Antwort war „Nein“ und immer wieder „Nein“. Die Gründe für dieses „Nein“ — sie bestehen heute nicht mehr. Wenn ich wieder käme und fragte wieder: „Johanna — wollen Sie mein Weib? Ich bin da, Johanna, und lese mein altes Wort ein. Wollen Sie mein Weib werden?“

„Sie wandte ihr Gesicht nicht von dem Worte und falt, fast schroff lang es zurück.“ „Nein.“ „Dann hatte ich damals doch Recht,“ brauchte er auf, „Sie haben mich nicht geliebt. Die Liebe kann nicht so hart sein, wie Sie es waren. Nein — verzeihen Sie mir — ich will Ihnen nicht wehe thun. Ich will Ihnen keine Vorwürfe machen — sagen Sie mir nur, ob dieses „Nein“ Ihr letztes Wort ist.“ „Es ist mein letztes Wort. Aber hören Sie — Franziska ruft Sie. Gehen Sie doch!“

Und nun stand er auf und ging nach dem Thurm. Drei Jahre sind vergangen. Franziska, die jetzt Frau Doctor Wagner heißt, ist bereits der Stern eines Hoftheaters geworden. Johanna lebt noch immer in ihrer Heimathstadt und gibt Unterricht wie sonst. Sie macht auch noch die Ernst des Lebens zu lange auf ihr gelastet. ... daß sie nicht mehr froh werden konnte. ... daß kein siebentzentes Heider nur bitteren Verwurf fand? Er hatte auf ihr „Ja“ nichts entgegnet und betrug sie lange. Erst nach einer Weile sagte er, ernst und ruhiger als vorher: „Dieses „Ja“ verrieth mir, daß Sie die alte Johanna sind, Johanna. Noch immer diese alte Arbeit, obwohl Sie's nun nicht nötig hätten.“

„Ist die Arbeit wirklich so? Kommt sie Ihnen noch immer so vor?“ „Ja, finde Sie ernst, Johanna — als ich erwartete.“ „Ich bin nun bald dreißig Jahre alt.“ „Und ich bin es längst und freue mich doch des Lebens.“ Johanna — „Er hatte ihre Hand ergriffen, aber sie entzog sie ihm roth und stand auf. „Wenn ich mich nicht täusche,“ sagte sie, „so höre ich eben Franziska kommen. Sie war auf der Probe.“ „Ja, sie ist es. Hören Sie, wie sie trällert? Das freut sich auch des Lebens.“ Kommt nun herein, Franziska — der Besuch gilt auch Dir.“

Sie hatte die Thüre geöffnet und der Doctor blickte verblüfft nach der Franziska. „Was für ein prächtiges Weib aus dem Kinde geworden war.“ Aber Franziska zeigte weder Verwunderung noch Verlegenheit. Mit einem Lächeln auf den Lippen trat sie näher und reichte ihm die Hand. „Sie sind der lustige Student, nicht wahr? ... Den meine Hanna immer so traurig machte.“ Er führte ihre Hand an seine Lippen und sah ihr so seltsam in die Augen, daß sie laut aufschrie. „Mein Gott,“ sagte sie, „sind Sie denn traurig geblieben? Sie sehen mich ja gerade so an, wie es Hanna immer thut.“ Oder hat sie schon wieder gezankt mit Ihnen?“ „Nein,“ erwiderte er lächelnd, „nicht im mindesten.“

„Nun dann — und wenn Sie versprechen, nicht lustig zu sein — so lustig wie damals — dann laß ich Sie ein, heute eine Landpartie mit uns zu machen. Ich singe heute nicht — und es ist doch ein schöner Tag — zu dreien wird es auch lustiger sein, als zu zweien. Ist es Dir recht, Johanna?“ „An Nachmittags fuhr man wirklich hinaus in die schöne Umgebung der Stadt. Zu dreien, wie Franziska es gewünscht hatte. In einem ländlichen Wirthshaus wurde Raffer getrunken und dann ging es bergauf in den Wald. Franziska war sehr lustig, Johanna saß noch ernst als gewöhnlich. Der Doctor aber war in einer seltsamen Stimmung. Bald toll, ausgelassen, wie in seiner wilden Studentenzeit, und dann wieder einsilbig verträglich, gereizt. Franziska neckte ihn behäblich bisweilen. Johanna schien nichts von alledem zu bemerken. Es war eine eigentümliche Landpartie und die grüne Dämmerung des Waldes entfaltete für die drei vergeblich ihren lieblichen Zauber.

Während, als man schon auf dem Heimwege war, wurde noch in einem Kaffeehaus in der Nähe der Stadt lange Rast gehalten. Es war ein sommerliches Restauration — ein Bretterhaus inmitten eines großen Parks — wie an den Concerttagen sehr besucht war. Heute lag der große Garten still und einarm, und als die drei Gäste kamen, mußte sich der Kellner erst den Schlaf aus den Augen reiben. Der Doctor bestellte eine Flasche Rheinwein und die Unterhaltung floß eine Weile harmlos gemüthlich dahin. Franziska gab allerhöchstenfalls zum Besten, der Doctor erzählte Studentenstreiche, Johanna hörte zu. Während sie es wie Feuerstein hinter dem grünen Laub empur — es war der Mond. „Bravo, Waisinmeister!“ rief Franziska und klatschte in die Hände. „Aber das ist eigentlich der Waise werth, daß man sich's zum Ausfluchtsturne anseht. Gehen Sie mit, Johanna.“

Sie sprang auf und einen Augenblick später war sie in dem Thürmchen verschunden. „Gehen Sie nicht, Johanna?“ fragte der Doctor. „Nein. Wenn man alt wird, scheut man die Treppen. Aber Sie — lassen Sie sich nicht abhalten.“ Der Doctor schweig und starrte hinauf auf den Thurm. „Dann wandte er sich plötzlich wieder zu Johanna und sah sie forschend an. Sie schien es nicht zu bemerken, ihre

Hygienische Unterhaltungen.

Eine vernunftgemäß eingerichtete Gesundheitspflege muß der Mensch stets in Verhältnis zu der ihn umgebenden Natur ins Auge fassen. Je nach den wechselnden allgemeinen Voraussetzungen verändern sich auch die besonderen hygienischen Maßregeln und Gebote. Eines schied sich eben auch hier nicht für Alle und nicht für Alles. Die einzelnen Erdoberflächen verlangen ihre eigentümlichen gesundheitspflegerischen Berücksichtigungen, ebenso gut bedürfen die einzelnen Jahreszeiten einer ganz besonderen hygienischen Würdigung. Gegenwärtig befinden wir uns in den Tagen der Erhaltung. Was die Frühlingsblüthen verheißt haben, was die glühende Sonne zur Reife gebracht — das Alles liegt jetzt vor uns zum Genusse bereit. Der Tisch, den die Natur uns angerichtet, ist nicht nur reich mit Liebesausstattet, dessen wir zum Leben bedürfen, sondern auch mit Allem, was unsere Begehrlichkeit und alle ihre Schätze beregen, und auch der Wald ist mit den mandelartigen guten Dingen nicht ausgeblieben, die der Mensch, der Alles-Verfünger, nun einmal nicht entbehren will. Ein Gang durch eine der Marktschänken — aber einen der offenen Märkte — belehrt uns über den fast unergründlichen Reichtum an Naturerzeugnissen aller Art, an denen wir uns glücklich thun können. Allein je kippig belebte Tafel birgt die Gefahr in sich, daß sich der Mensch ein wenig übernimmt. Der Wirth, der so reichlich für alle Anforderungen gerathet, daß selbst die Verdauungsfähigkeit unter seinen Gästen nicht klagen dürfen, trifft keinen Vorwurf, wenn diese sich ihre Mägen überladen. Er bietet vielmehr in freudiger, gastlicher Gemüthsart das Verzeihen, daß durch überreichen Gebrauch in sein Gegenstück verwanbelt, so daß es Schanden anstünde, wenn trifft den gütigen Spender aber der guten Gaben keinelei Schaller. Genau so ist's auch mit der Natur und ihren Gaben der Fall. Der Mensch soll sich bei reichem mit Maß und mit Vorlicht bedienen, denn nur dann wird er sich ihrer wirklich erfreuen. Das ist eine uralte Weisheit, und dennoch ist es notwendig, dieselbe immer wieder auszusprechen, sobald Zeit und Gelegenheit es sichtlich erscheinen läßt. Man braucht darum noch lange kein gesünderer Patron zu sein, wenn man ab und zu eine warnende Stimme erhebt und mitten im Genusse einzuhalten läßt.

Wir leben jetzt so recht mitten in den Dörfereien. Die farbenprächtigsten, schöngeformten, saftig und süß schmeckenden Früchte laden uns mit verführerischer Gewalt zum Genusse. Sie sind eben, wie es schon in der Sprache heißt, „zum Anbeißen“ schön. Aber da gilt es, genau nicht gar zu willig sich diesen verlockenden Gewalten hinzugeben. Die Dörfereien sind Genusmittel in erster Linie; das ergibt sich schon aus der Art und Weise ihrer Zusammenfügung, und weil sie das sind, deshalb ist ihnen gegenüber eine gewisse vorzügliche Behutsamkeit in dem Gebrauche nur um so mehr geboten. Der Nährwerth des Obstes ist hingegen ein sehr geringer, denn sein Gehalt an einwertigen Stoffen — also diejenigen, welche bei der Vertheilung des Nährwerthes eines Naturerzeugnisses zum Theil in den Auswurf gehen — ist ein außerordentlich unbedeutendes. Etwa ein halb Prozent ist von ihnen in den menschlichen Organismus nachzugehen. Dagegen bergen die Willkür und Willkür von Jellen, aus denen sich eine Frucht aufbaut, eine recht ansehnliche Menge Zucker, der in dem Wasser derselben gar schon aufgelöst ist und mit noch manchen anderen Stoffen vermischt sich vorfindet. Während aber der Gehalt des Obstes an einwertigen Stoffen und auch wohl an Wasser ein unter allen Verhältnissen sich ziemlich gleichbleibendes ist — Etwas, wie schon angegeben etwa 3 pCt., Wasser ungefähr 82 — 84 pCt., so ist der Zuckergehalt ein sehr schwankender. Die einzelnen Obstsorten unterscheiden sich in dieser Beziehung sehr beträchtlich von einander; so enthalten die Weinbeeren bis zu 20 pCt. und mehr Zucker, während in der Preiselbeere nur etwas mehr als 1 pCt. vorkommt, und die Kirschen und Birnen 7 pCt. bzw. 8 pCt. aufweisen.

Obstsorten machen sich hinsichtlich des Zuckergehaltes recht ansehnliche Schwankungen geltend. Je nachdem nämlich die allgemeinen Boden- und Temperatureverhältnisse sich ändern, je nachdem wechelt der Zuckergehalt der Früchte. Kennzeichnend ist die Sonne, die Zucker im Obste ist so recht eigentlich ihrem Einflusse zu verdanken. Je weiter südwärts man ist über die Früchte. An einer Zuckerkraut läßt sich indessen die schaffende Natur nicht gedenken. Sie müßt deren gleich ein Viertelgebund unter und in einander; da ist Trauben Zucker, Fruchtzucker und Rohrzucker. Letzterer findet sich namentlich in verhältnismäßig großen Mengen in den Äpfeln, Birnen und in der unerschöpflich wohlsmekenden und süßenden Ananas. Dieser Rohrzucker scheint überhaupt eine sehr innige Beziehung zu den Duffstoffen des Obstes zu haben; wenigstens kann man es als eine allgemein herrschende Thatsache ausprechen, daß der Rohrzuckermeige entsprechend der Zuckergehalt der Früchte summiert; diese Duffstoffe sind aber ihrerseits wieder an das Vorhandensein gewisser Säuren gebunden. Außer den genannten Bestandtheilen, also dem Wasser, dem Etwas, dem sich süßschmeckenden Kohlenhydrat Zucker, finden sich im Obste noch andere Kohlenhydrate in wesentlichen Mengen von 2 pCt. in den Weinbeeren bis 6 pCt. in den Äpfeln vor. (Ganz sichtlich ist hier die Bemerkung eingeschaltet, daß man unter „Kohlenhydrat“ das Hauptbestandtheil aller pflanzlichen Nahrungsmittel versteht; die Kohlenhydrate sind organische Substanzen, welche aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff zusammengesetzt sind, und zwar die festen in dem Nahrungsoberfläche, wie es im Wasser besteht.)

Der den verschiedenen Obstsorten eigenthümliche Wohlgeschmack und der Duft derselben hängt indessen nicht von dem

Das leere Herz. Das Wählen, Freund, ward Dir so schwer? Du zählst Dich gar schon zu den Alten? Du gebest, wenn das Herz recht leer, Dann kann die Liebe Eingang halten. Hugo Wägner.

„Das ist ja an!“

Ueber dieser Liebeschrift ist der „Welt-Tagebl.“ von einem Abkommen eine Kundgebung zugegangen, die sich mit der von einzelnen Lehrern begünstigten Ansbereit in der Schule in zwar drastischer, immerhin aber zum Theil noch so zureichender Weise befaßt, daß wir glauben, dieser Kundgebung hier Raum geben zu müssen. Sie lautet:

„Ich werde mir rechte Mühe geben, daß ich raumkomme, Papa. Sobald ich sehe, daß der Junge über mir einen Kler mache, gleich zeig' ich's an, dann komme ich Euren raus.“ Diese Anführung meines Jungen traf mich heute früh wie ein Schlag ins Gesicht. Es ist also noch immer da, das Gift welches die Herzen unserer Kinder verdirbt. Das, was im sozialen Leben als eine der größten Gemeinheiten gilt und gebrandmarkt wird, das Angehen, erkennen die Kleinen im ersten Schuljahr systematisch unter der nicht anzuerkennenden Autorität einiger ihrer Lehrer. Der Epion, der Angeber, der Verräther ist ein verachtetes Subject in der Gesellschaft. Die Schule, von der wir verlangen dürfen, daß sie die aufwachsende Jugend bilde und veredele, züchtet diese Subjecte durch die einfache, verwerfliche Art, ein Kind zum Angeber über die anderen zu setzen. Die Kinder selbst zeigen instinktiv, wie schlecht diese Einrichtung ist, indem sie die „Beute“ verächtlich behandeln, mit Fingern auf sie weisen, sie gelegentlich geißeln, verhöhnen.

„Eine verwerfliche Sittlichkeit zieht den Hochmuth, den Haß in den jungen Herzen groß.“ Diese verwerfliche Sittlichkeit ist die Uebung, die Nachthat in den jungen Herzen. Ich habe, als kleiner Junge, mich vor meinem Lehrer hingeworfen und ihm freimüthig erklärt, ich möchte nicht den Anzeiger, meine Eltern hätten mir gesagt, anzugehen sei gemein und verächtlich. Er wachte nicht über mich, ich hätte es nun einmal nicht. Mein Lehrer hat mich fester angefaßt, aber kein Wort erwidert; ich habe nie mehr angehen müssen. Warum machen es nicht mehr Eltern so wie meinetwegen, warum ziehen sie mich nicht auf gegen diesen Feind? Dieser Feind ist alt und uralt. Natürlich hat er auch schon zur Zeit bestanden, da unsere Väterlichen Kinder waren. Ich selbst erkenne sein Wirken nun perhändig an meinem eigenen Erziehung. Sein mißthätiges Kriegsgewehr: das zeigt ich an! Ich will nicht in den Dören, und ich laute es für an der Zeit, mit Feuer und Schwert gegen dieses Unthug zu ziehen.

Sollen wir Eltern nicht das Recht haben, für die Erhaltung der Sittlichkeit unserer Kinder zu kämpfen? Wir übergeben unsere zarten Pflanzen vertrauensvoll dem großen Garten, der sie zu fröhlichen Büschen erziehen lassen, nach einer Reihe von Jahren wieder ablesen soll. Und wir sollen keine Sorge zu nehmen, wie unter unferen Augen ein freies Wesen in die Blüthenzeit der Kindheit übergeht, das bis in die Wurzeln getrieben wird, das bis in die Wurzeln getrieben wird? Ist das der Lohn für das Vertrauen, mit dem wir die Kinder der Schule überlassen? Ich glaube, wir haben das Recht, ernstlich zu verlangen, daß dieses Unwesen gesteuert werde. Es wird noch andere Mittel geben, eine Klasse in Abwesenheit des Lehrers in Ordnung zu halten, als abwechselnd bald dies, bald jenes Kind zum Aufsicht, Richter und Ankläger über seine Kameraden zu setzen. Ich denke, es gibt andere Mittel, den Ergeiz eines Kindes anzulegen, als indem man es „Anzeiger“ nennt, daß es lediglich eines Anstößes bedarf, um die Schulbehörde auf diesen Krebsgeschwür aufmerksam zu machen. Und ich bin ferner überzeugt, daß ich heute unter Zustimmung und im Namen sämtlicher Eltern an die maßgebende Behörde die dringende, herzliche, entsetzliche Bitte, ja Forderung, richte: „Schafft dem schädlichen Posten des Angebers ab!“

— Derient. Ueber den Namen des neuerwählten Directors am königlichen Schachspielhaus in Berlin, Otto Devrient, wird der „Nat.-Ztg.“ folgendes geschrieben: „Wie heißt unser neuer Schachspieldirector?“ „Devrient.“ Welcher Sprache der Name wohl angehören mag? — „Nun, das Französischen, wie ungefähr alles, was bei uns nicht deutsch ist.“ Aber Französisch würde man doch wohl sagen müssen: Devrient! Und wenn nun der Name gar nicht französisch wäre, sondern deutsch, urdeutsch, so deutsch wie Batec und Mutter? „Deutsch sieht er mir gar nicht aus! Da ist erst das oblige de, dann die Endung ent. Doch wer kann bei Namen immer die Herkunft wissen! Vielleicht kommt er von ungarischen Devrecin oder von der Propheten Döberach oder vom jüdischen Deuten bibben, d. i. „Lebe reden“, und ward dann, wie so manches bei uns, mit einem dürftigen französischen Hinzugefügt.“ „Armer, edler Ludwig Devrient! Was wird man aus Dir doch alles machen, bloß weil man Deinen guten niederländischen Namen de vrient oder vrient (prich: de vrient), d. i. „der Freund“, „der Freund“, „de Freund“ bei Neuter, französisch auszusprechen wollte — und nicht konnte! Und wie es wohl Deinen Vandalen de vries (vries: de Vos (Vosch), de Voor (Vauer) mit ihnen „französischen“ Namen noch einmal ergeben mag!

— Der h f i f h e T o n d e r guten alten Zeit ließ doch recht viel zu wünschen übrig. Bei der Laute der Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine, spätere Königin von Dänemark, entstand unter der Regierung des ersten preussischen Königs eine richtige Prälatur. Die Frau von Kurlo, Gemahlin des holländischen Gesandten, beanspruchte den Vortritt und griff die Favorite des Königs, die Gräfin Warburg, an. Sie sprang wie eine Fure auf diese los und zerzaute ihr den Kopf, was die Gräfin durch derbe Rippenstöße erwiderte. Es war ein hartnäckiger Kampf, endlich siegte die stärkere Gräfin; je trug dann während des Laufes ein Stück des Kopftuches nebst Haaren ihrer Angreiferin in der Hand!

— Zwei große Geister begnügen sich zuweilen — im Verjaht am.

— Zwei große Geister begnügen sich zuweilen — im Verjaht am.

— Zwei große Geister begnügen sich zuweilen — im Verjaht am.